

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 12

Artikel: Der letzte Augenblick : Erfahrungen einer Krankenschwester
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DER LETZTE AUGENBLICK

Erfahrungen einer Krankenschwester

Ich habe schon viele, wirklich sehr viele Menschen sterben gesehen, mehr als tausend, und trotzdem macht auch heute noch jeder einzelne Todesfall auf mich einen gewaltigen Eindruck. Wenn ich einen Menschen, mit dem ich noch vor ganz kurzer Zeit gesprochen habe, der vor einer Stunde noch mit Wünschen an mich herantrat, und bei dem ich mich fragte: «Habe ich es ihm jetzt wohl recht gemacht, ist er auch mit mir zufrieden?» plötzlich als lebloses Wesen vor mir liegen sehe, so ist das für mich jedesmal aufs neue ein unbegreifliches Rätsel. Ich sehe den Körper vor mir liegen und frage mich, wohin ging der Geist?

Ich habe mich daran gewöhnt, leidende Menschen zu sehen. Ich begegne ihnen bis zu ihrer letzten Stunde mit einer gewissen Gleichgültigkeit, vielleicht ist es nicht Gleichgültigkeit, sondern Mut, Gleichmut, der durch die Gewohnheit kommt, aber vor einem Leichnam erfasst mich immer eine unbestimmbare Ehrfurcht. Einen Toten zu pflegen, das heisst, abzuwaschen, und im Bett zurechtzulegen, kostet mich immer wieder eine gewisse Ueberwindung. Ist das nicht merkwürdig? Man kann sich nicht daran gewöhnen, Menschen sterben zu sehen.

* * *

Es stirbt niemand gern. Selbst Menschen, die vorbereitet in den Tod gehen und sich und andern vorgeben, sie hätten genug vom Leben — in der letzten Stunde trennen sie sich doch nicht leicht. Ich habe mir schon oft bei einem Patienten, der nichts mehr auf der Welt hatte als seine Schmerzen, gesagt: «Der ist sicher froh, dass er sterben kann!» Aber ich habe dann sehen müssen, dass auch diese Menschen nicht im geringsten auf den Tod eingestellt waren.

Es gibt Ausnahmen. So kam einmal eine Frau ins Spital, sie war ungefähr 60 Jahre alt. Sie wusste, dass sie sterben musste und brachte ihre Totenwäsche gerade in ihrem Kofferchen mit: Einen weissgestärkten Unterrock mit Volant, eine hübsche Haube und ein gesticktes Kissen. Sie wolle jetzt sterben, sagte sie, sie habe das Gefühl, es gehe nicht mehr lang. Aber es ging länger, als sie glaubte, nämlich noch zehn Tage. Immer fragte sie: «Wie lang gaht's au no? Ich ha scho ganz chalti Füess!»

Ich fragte: «Wollen Sie denn nicht mehr leben?»

«Nei, ich ha gnueg gschaftt, ich will sterbe!»

Am achten Tage wurde sie bewusstlos, und zwei Tage darauf, in der letzten Stunde, rief sie noch einige Male ganz gehörig: «Ja wohl, ja wohl», wie um ihre Bereitwilligkeit zu sterben, recht kräftig auszudrücken, und dann war sie hinüber.

Ein altes Mannli, das ich vor einigen Jahren in der allgemeinen Abteilung pflegte, sagte zu mir ganz ernsthaft: «Hoffentlich komme ich nicht mehr zum Spital hinaus!» Er litt an der Wassersucht, und sein Zustand war so, dass es jede Stunde mit ihm zu Ende gehen

konnte. Aber es ging auch hier nicht so rasch, wie er es sich gewünscht hätte. Immer erwachte er wieder und klagte: «Ist es noch nicht fertig? O, wenn es nur bald fertig wäre!» Schliesslich glaubten wir, es sei soweit, er sei zum letzten Male eingeschlafen. Aber wieder öffnete er die Augen und den Mund und sagte: «Wenn man schon immer sagt, das Sterben geht leicht, es geht halt doch nicht so leicht. Ihr müsst nicht glauben, das Sterben sei eine leichte Sache!»

Ich erlebte sogar den Fall, dass ein Patient es als Ehrensache empfand, bald zu sterben. Auch er litt an Wassersucht, und erwartete den Tod stündlich. Seine Leidenskameraden verspotteten ihn aber wegen seiner hohen, fast weiblichen Stimme. «Solange du den Stimmbruch noch nicht hast, wirst du nicht sterben! Zuerst kommt doch der Stimmbruch, und dann stirbt man!», höhnten seine Bettenachbarn.

Er antwortete dann jeweilen in seiner Kopfstimme: «Ihr werdet dann schon sehen, wann ich tot bin!»

Als ich einmal am Morgen mit dem Frühstück in den Krankensaal trat und den Kaffee ausschenken wollte, da ruft mir dieser Patient ganz stolz: «Ho, so, jetzt muss ich sterben!»

Und dann war er ruhig. Die andern Patienten foppten ihn wie gewohnt, und meinten: «Du hast ja den Stimmbruch noch nicht!»

Mir aber fiel auf, dass der Kranke plötzlich so ruhig geworden war. Ich stellte meinen Kaffee auf den Boden und ging zu ihm hin. Ich konnte nur noch feststellen, dass er recht behalten und tatsächlich gestorben war, ohne Stimmbruch.

* * *

Am stärksten sträuben sich die Menschen vor dem Tode, welche kurz vorher noch kerngesund waren, oder Patienten, die immer die grösste Hoffnung hatten, wieder davonzukommen. Bei Unglücksfällen ist deshalb der Todeskampf am fürchterlichsten. Menschen, die schon Monate, vielleicht Jahre, krank liegen, hatten eben Zeit genug, darüber nachzudenken und sich zu überlegen, dass es mit ihnen zu Ende gehen könnte. Sie finden sich deshalb leichter damit ab, dass sie sterben müssen. Anders ist es bei den Patienten, die ohne Uebergang mitten aus dem vollen Leben heraus vor den Tod gestellt werden. Es wurde uns einmal ein junger Mann wegen eines Brandunglücks eingeliefert. Die Wunde war so schwer, dass der Tod unvermeidlich war. Er wehrte sich mit Händen und Füßen gegen sein Schicksal, fürchterlich: « Nur nicht sterben, bitte, nur nicht sterben! » schrie er ununterbrochen. Er rief es immer schwächer und langsamer, dann ermüdete er rasch und schlief ein.

Etwas Furchtbares ist jedesmal der Tod einer Mutter, die kleine Kinder zurücklässt. Sie weiss, der Vater ist nicht darauf eingestellt, Kinder zu erziehen und hat auch nicht die Zeit dazu. Wenn eine Mutter von kleinen Kindern wegstirbt, so ist das immer etwas, was die Sterbende fast nicht überwinden kann. Jede Mutter hat doch einen Stolz, sagen zu können: « Die Kinder sind mir. » Es ist ihr grässlich, sie andern Händen zu überlassen, dass fremde Leute ihre Kinder ans Herz ziehen können.

Es kommt sehr oft, vor allem bei Lungenentzündungen, vor, dass Patienten in der letzten Stunde das Bett verlassen wollen. Eine unheimliche Unruhe treibt sie

hinaus. Sie wollen dem Tod entrinnen. Es ist schwer, diese Armen zu beruhigen. Ich hatte auch schon Kranke, die wochenlang gelegen sind und nie ans Aufstehen gedacht haben, im Augenblick, wo sie den Tod fühlen, aufstehen und fortspringen wollen. Ich weiss nur einen Fall, wo es dem Patienten wirklich gelungen ist, aufzustehen, er brach nach einigen Schritten zusammen und war tot.

* * *

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Menschen sich um so weniger gern vom Leben trennen, je länger sie gelebt haben.

Am leichtesten gehen die Kinder hinüber. Kinder sterben zu sehen, ist etwas Schönes. Sie sterben so rein und unschuldig. Die Todesstunde ist auch für sie schwer, aber im grossen und ganzen kommen sie doch leichter über sie weg. Sie haben keine schwere Abrechnung. Ich habe vor acht Jahren ein Brüderlein verloren. Es war zehn Jahre alt. Eine Stunde bevor es starb sagte es: « Jetzt gehe ich zum Vater und zur Mutter! » Darauf ist es eingeschlafen und verschieden.

Einmal habe ich ein dreijähriges Mädchen gepflegt, das langsam an einer Darmkrankheit gestorben ist. Zuerst hat es Liedli gesungen, gelacht und geredet. Aber es wurde immer schwächer, bis es sich nicht mehr aufrecht halten konnte und immer länger schlief. Es dauerte vier Tage, dann ging das kleine Mädchen, ohne zu erwachen, hinüber.

Kinder, die darauf aufmerksam gemacht worden sind, dass das Sterben nicht nur ein Begrabenwerden ist, sondern dass sie in den Himmel kommen, und dass Engel aus ihnen werden, sehen im Traum einen Engel, der sie abholt, und wie sie in den Himmel einziehen. Andere Kinder sagen

kurz vor dem Uebergang, ganz unvermittelt: « Jetzt gehe ich weit fort », oder « Ich gehe auf einen hohen Berg », oder « Jetzt gehe ich zum Vati und zur Mutter ».

* * *

Als ich sieben Jahre Privatpflegerin war, bin ich auch oft zu reichen Leuten gekommen. Aber ich muss sagen, wenn es ans Sterben geht, gibt es zwischen reich und arm keinen grossen Unterschied. Auffallend ist vielleicht, dass reiche Todeskandidaten auch kurz vor dem Tode noch mehr Sinn für materielle Genüsse haben. Sie wollen noch geniessen, solange es möglich ist. Es sind allerdings harmlose Genüsse. Ich pflegte einmal einen Millionär, Kaufmann von Beruf, der an Wassersucht litt. Er wusste, dass ihm das Ende nahe bevorstand, aber man durfte nie vor ihm vom Tode sprechen.

« Ich habe gelebt und meine schönen Jahre gehabt », sagte er, und was er nun in den allerletzten Tagen noch haben wollte, war ein guter Tropfen Rotwein. « Man weiss ja doch nicht, wie lange es noch geht, warum soll ich mir also diese Freude nicht gönnen? » meinte er jedesmal, wenn er wehmütig aus dem Glase nippte.

Ich habe auch schon Leute gesehen, die sich kurz vor dem Tode noch einmal all ihren Besitz zeigen liessen: Schatullen mit Schmuck, Kassenbüchlein, Verzeichnisse von Wertpapieren und Dokumenten müssen ans Sterbebett geschafft werden, damit sich der Sterbende vergewissern kann, dass die Sachen noch da sind. Es ist, wie wenn sie sich daran festhalten wollten und alles mit hinübernehmen möchten.

Ich habe allerdings auch reiche Patienten gehabt, die im Gegenteil von all ihrem Besitz plötzlich nichts mehr sehen

wollten: « Was will ich als ruinierter Mensch noch damit machen », sagten sie dann etwa, « wenn ich etwas Schönes sehe, das mir früher Freude gemacht hat, so beelendet mich das, weil es mir meinen hoffnungslosen Zustand doppelt zum Bewusstsein bringt! »

Vielleicht ist es doch so, dass begüterte Menschen eher schwerer sterben als solche, deren Leben nichts anderes als Arbeit, Mühe und Sorge war.

* * *

Es kommt sehr oft vor, dass die Patienten keine Ahnung haben, dass sie sterben müssen. Vielen sagen wir es, vielen nicht. Je nachdem wir glauben, dass der Kranke den Gedanken an das Sterben tragen könne oder nicht. Ich trüge mich selten im Charakter der Patienten, und doch ist das das Schwerste für mich, einem Kranken, der verloren ist, sagen zu müssen, dass es bald zu Ende geht. Ich habe oft tagelang gekämpft, bis ich es übers Herz brachte, einem Patienten das Todesurteil zu sagen. Die Aerzte wollen es meistens nicht, dass man die Kranken über ihren Zustand aufklärt. Sie sagen, der Kranke rege sich auf und könnte eine Herzlähmung bekommen.

Hingegen ist der Arzt verpflichtet, die Angehörigen zu benachrichtigen. Die meisten Patienten, welche ahnen oder wissen, dass es mit ihnen zu Ende geht, wünschen ihre Angehörigen von sich aus noch einmal zu sehen. Aber bei solchen, die selbst noch voller Hoffnung sind davonzukommen, bei denen wir aber wissen, dass sie sterben werden, ist es eine schwierige und heikle Aufgabe ihnen beizubringen, dass man ihre Angehörigen benachrichtigen sollte. Oft muss man sie, ohne Wissen des Patienten, einfach kom-

men lassen und zu den erstaunten Kranken führen. Manchen bringen gerade diese Besuche erst die Erkenntnis, dass sie sterben müssen. So sah mich einmal ein zwanzigjähriger Bursche, der an einer schweren Lungenentzündung erkrankt war, mit einem entsetzten Blick an, als ich ihm den Besuch seines Vaters meldete. Er fragte: « Gäll, Schwöschter, ich muess nöd sterbe! »

Es ist manchmal auch furchtbar schwer, den Angehörigen zu sagen, wie ernst es um den Patienten steht. Ich muss gestehen, es fehlt mir meistens an den geeigneten Worten. Es ist etwas so Schweres, Heiliges und Trauriges um den Tod eines Menschen, den wir lieben, dass ich nichts finde, was die Angehörigen trösten kann.

Es kommt aber auch vor, dass Patienten gar kein Interesse mehr an ihren Angehörigen haben. Es ist ihnen gleichgültig, ob sie noch besucht werden oder nicht. Ja, es gibt Patienten, die ausdrücklich wünschen, in der letzten Stunde keine Angehörigen vor sich zu haben. Ich habe es schon erlebt, dass mir ein Mann verboten hat, seine Frau zu benachrichtigen. «Bringen Sie mir ja meine Frau nicht ans Bett, ich will sie nicht sehen! » Ein anderer sagte: « Ich will es einfach nicht haben, dass man mich sterben sieht! » Aber das sind immer Anzeichen, dass diese Kranken in unglücklichen Familienverhältnissen gelebt haben.

Im grossen ganzen sind die Menschen im Sterben doch furchtbar einsam. Sie müssen den Weg zwar doch allein zu Ende gehen, aber es ist ihnen eine Beruhigung, jemand um sich zu haben, von dem sie wissen, dass er sie begleiten will, soweit es geht.

Und es ist merkwürdig: Es kommt selten vor, dass ein Patient ganz allein stirbt. Es ist rührend, zu sehen, wie auch bei jenen, die gar keine Angehörigen mehr haben, in den letzten Stunden meistens doch noch ein weitläufiger Verwandter, eine Nachbarin oder ein Pflegekind erscheint.

Es kommt vor, dass Menschen, denen der Tod bevorsteht, einfach nicht sterben können, bevor sie einen bestimmten Angehörigen gesehen haben. Es ist, als ob der ganze Organismus nur darauf warten würde, bis er eintritt. Wenn der Sterbende dann seinen Sohn oder seine Frau gesehen hat, sagt er: « So, jetzt kann ich ruhig sterben », und in wenigen Minuten geht er hinüber. Ich hatte einen Patienten, der schon 12 Stunden bewusstlos dalag. Als seine Tochter ans Bett trat, öffnete er noch einmal die Augen und sank zurück, um nicht mehr zu erwachen.

Entsetzlich anzuhören ist es, wenn die Leute am Totenbett den Sterbenden immer wieder fragen. Man spürt es, wie der Sterbende mit ungeheurer Anstrengung versucht, sich zu sammeln und zu antworten, meistens ohne dass es ihm gelingt. Man kann nie mit Sicherheit sagen, ob ein Sterbender bewusstlos ist. Oft fehlt ihm nur die Kraft, die Augen zu öffnen oder etwas zu sagen. Aber man weiss nicht, ob er auch nichts hört. Ich pflegte vor Jahren einen Privatpatienten, der sich dem Anschein nach schon im Stadium der Agonie befand. Er war bisher immer im Glauben gewesen, dass er sich erhole und wieder gesund werde. Aber jetzt lag er scheinbar schon völlig bewusstlos. Da fragte mich einer der Angehörigen: « Sagen Sie, Schwester, wie

steht das mit dem Leichentransport? Wie wird das am besten angeordnet?» Ich brach ihn kurz ab und bat ihn, nichts von diesen Dingen vor dem Kranken zu sprechen. «Es ist ja doch fertig mit ihm», meinte der Herr, «er kommt nicht mehr zu sich.» Plötzlich wird der Patient unruhig und spricht langsam, aber deutlich: «So, ist es jetzt doch soweit mit mir?» Das waren seine letzten Worte. Für die Anwesenden war das ein furchtbares Erlebnis.

Eigentliche Abschiedsszenen mit den Angehörigen sind ziemlich selten. Am meisten kommen sie noch dann vor, wenn Kinder da sind. Vor zwei Jahren habe ich einen solchen Abschied mitangesehen. Der Vater starb von drei Kindern weg. Alle sind an sein Sterbebett gekommen und jedes drückte weinend dem Vater die Hand, und der Vater sprach ihnen zu, dass sie brav sein und der Mutter helfen sollten. Ich werde diese Szene nie vergessen.

Und ganz kürzlich lag ein junges Mädchen in der Privatabteilung. Ihr Bräutigam besuchte sie täglich. Sie teilte das Zimmer mit einem ebenso jungen Mädchen, mit dem sie bald gute Freundschaft geschlossen hatte. Leider wurde ihr Zustand immer elender, und als sie selbst sah, dass es mit ihr nicht mehr gut werden konnte, nahm sie von ihrem Bräutigam traurig Abschied und bat ihn, dann, wenn sie sterben sollte, das andere Mädchen zu heiraten.

* * *

Wenn ich am Morgen von der Nachtwache weggehe, sage ich allen meinen Patienten persönlich adieu und wünsche ihnen gute Besserung. Wenn mich ein Patient dann ängstlich fragt: «Was halten Sie von meinem Zustand?» oder «Glauben Sie, dass ich doch noch nicht

ins Gras beißen muss?», dann weiss ich, dass ich schon diese Frage als ein ganz schlechtes Zeichen ansehen muss. Ich sage natürlich dem Patienten nie: «Sie müssen sterben!», sondern nur: «Ja, sie sind schwer krank, aber die Hoffnung darf man nie aufgeben!» Aber für mich habe ich die Erfahrung gemacht, dass 50 % von denjenigen, die mich so fragen, innert 24 Stunden daran glauben müssen. Sobald die Patienten selber über ihr Davonkommen innerlich ernstlich unsicher werden, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass sie wirklich sterben. Wenn sich ein Patient selbst aufgibt, ist er so gut wie verloren. So ist zum Beispiel vor drei Jahren ein Patient mit einem einfachen Beinbruch eingeliefert worden. Er sagte sofort: «Hier komme ich nicht mehr lebend heraus!» Und so ist es auch gekommen. Es gab eine Komplikation über die andere, und nach drei Wochen starb der Patient an den Folgen eines einfachen Beinbruchs.

Bestimmte äussere Anzeichen des nahen Todes stellen wir am Atem und am Herz fest. Der Atem wird schwerer oder kürzer. Auch an der Gesichtsfarbe sehen wir, wenn ein Patient dem Tod entgegengeht. Sterbende haben eine spitze Nase, die sich kalt anfühlt und weiss aussieht. Auch die Ohren sind meistens kalt. Die Patienten klagen über kalte Füsse. Das alles kommt davon, dass die äussersten Körperteile bereits abzusterben beginnen. Der eintretende Tod zeigt sich durch einen kalten klebrigen Schweiß an. Ich habe auch oft gesehen, dass Menschen im Augenblick des Sterbens nasse Augen bekommen. Wenn sie gestorben sind, laufen ihnen die Tränen langsam über das Gesicht.

* * *

Man sagt, die Sterbenden machen einen Todeskampf durch, was aber der Todeskampf ist, weiss eigentlich niemand. Ich weiss es auch nicht. Ich hätte schon manchmal, wenn ich vor einem Sterbenden stand, wissen wollen, was nun in ihm vorgeht. Denkt er an seine Familie oder an sich selbst oder an das Leben im Jenseits? Oder denkt er gar nichts? Wenn man Sterbenden ruft, öffnen sie vielleicht die Augen ein wenig. Aber sie sagen nichts, man bringt nichts aus ihnen heraus. Vor dem Tode tritt eine merkwürdige Hilflosigkeit ein. Ich weiss nicht, worin sie eigentlich besteht. Die Kranken merken, dass etwas mit ihnen vorgeht, etwas ganz Ausserordentliches. Aber um zu verstehen, was es ist, sind sie meistens zu schwach. Man kann ihnen dann nichts mehr recht machen. Sie werfen die Decken von sich, bewegen den Kopf von der einen auf die andere Seite, schicken mich fort oder halten mich krampfhaft mit beiden Händen. Man merkt, der Kranke ist plötzlich von einer grossen Unsicherheit gepackt.

Der eigentlich letzte Augenblick vor dem Tod ist fast immer ruhig. Der Kranke kann vorher aufgereggt gewesen sein und fürchterlich gewütet haben, es tritt fast immer noch eine kurze Zeit ein, in der der Patient zwar noch lebt, aber nun unheimlich ruhig daliegt. Das ist der Zustand der Auflösung. Ich habe schon oft beobachtet, dass Sterbende ganz kurz vor dem Uebergang noch Gestalten sehen und Gesichte haben. Sie sagen dann: « Jetzt kommt es », oder sie rufen noch etwas, ganz leise, wie wenn sie auf etwas antworten wollten. Auch ältere Männer rufen oft « Mutter », aber ich glaube nicht,

dass sie die Mutter damit meinen, sondern die Frau.

Die häufigsten Worte sind: « So, jetzt ist es Schluss! » oder « Jetzt wird es dunkel, ganz dunkel » oder « Jetzt wird es ganz hell! »

Es gibt auch Menschen, die bis zum letzten Augenblick beim vollen Bewusstsein sind, meistens solche, die kein Narkotikum zu sich genommen haben. Diese erlöschen dann wie ein Licht. Ein kurzes Zucken, die Gesichtszüge verziehen sich und glätten sich wieder. Sie sind hinüber. Ein Sterbender ist im Augenblick nach dem Tode am schönsten.

* * *

Die Todesstunde ist für alle Menschen schwer. Aber eine Erfahrung mache ich immer wieder: Sie ist für gläubige Menschen leichter als für Ungläubige. Ich habe einmal einen alten Pfarrer auf dem Totenbett gepflegt. Er war bis zum letzten Augenblick fröhlich und klar. Seine letzten Worte an seine Kinder waren: « Ihr müsst nicht traurig sein, denkt nicht an mich, denkt an eure Seelen! Aber solange ihr gesund seid, denn wenn ihr einmal krank seid, könnt ihr es nicht mehr. »

Dann ist er mit einem seligen Lächeln hinüber. Und ich habe ganz erschütternde Sterbestunden von Ungläubigen miterlebt. Sie empörten sich bis zum letzten Augenblick, hatten fürchterliche Gesichter und starben mit einem Schrei.

Nein, man kann sich nie daran gewöhnen, seine Mitmenschen sterben zu sehen. Je häufiger man es sieht, um so weniger hält man es aus. Mir scheint, ich könnte es überhaupt nicht mehr ertragen, wenn ich keinen Glauben hätte.